

Baseler Initiative zur „Verstärkung der Landesverteidigung und des Zivilschutzes“ ist im Dezember 1956 auch die Berner Studenten-Initiative „Niemand vergessen“<sup>45</sup> entstanden, die Anleitungen zum Bau von Molotow-Cocktails verteilte. Zeitgleich wurde die ein Jahr zuvor eingereichte Chevalier-Initiative zur Reduktion der Militärausgaben zurückgezogen und der Bundesrat aufgefordert, eine neue Konzeption zur militärischen Verteidigungsbereitschaft auszuarbeiten.<sup>46</sup>

In einem Leserbrief an die *Neue Zürcher Zeitung* wird diese Entwicklung wie folgt beschrieben:

„Die einigende Solidarität des ganzen Schweizervolkes war wohlthuend. Die Tragödie des ungarischen Heldenvolkes hat das Positive gezeitigt, [...] dass der Wille zur Wehrbereitschaft entscheidend stieg. Wenn uns die Einsicht in das Geschehen eine Verpflichtung auferlegt hat, so doch die, unsere Landesverteidigung erheblich zu verstärken. Der Zentralvorstand der Schweizerischen Offiziersgesellschaft hat eine Resolution gefasst, in der eine Verstärkung der technischen Mittel (Flugzeuge, Panzer, usw.) ins Auge gefasst wurde. Aber reicht es damit?“

Die ungarische Revolution und die geflohenen Freiheitskämpfer hatten für die Schweizer eine besondere symbolische Funktion: Sie boten eine Projektionsfläche für Bedrohungsgefühle, sie bestärkten das Neutralitäts- und Solidaritätsprinzip,<sup>47</sup> das wiederum zu einem identitätsstiftenden Wesensmerkmal schweizerischer Eigenart idealisiert wurde, und sie dienten als Legitimation für die Verstärkung der Landesverteidigung und Aufrüstung.

*Aus: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9/2006, S. 799-802*

45 Die Woche, 17.–23. 12. 1956, Nr. 52, S. 18 f. (Berner Studenten betätigen sich als Instrukturen und zeigen: Wie man einen Molotow-Cocktail mixt).

46 NZZ, 27. 11. 1956.

47 Der Freisinn tendierte nach 1945 für den UNO-Beitritt der Schweiz, nach 1956 war dieses Anliegen bereits in den Hintergrund gedrängt. Es sei erwähnt, dass die Schweiz erst im Jahr 2002 der UNO beigetreten ist (Abstimmung: 57,6 % Beteiligungsquote, davon stimmten 54,6 % für Ja, 45,4 % für Nein).

## Über die Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens

### 2. Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte, Wittenberg 6.–9. Juli 2006

Nach den erfolgreichen 1. Promovierendentagen zur deutschen Zeitgeschichte im vergangenen Jahr luden das Institut für Hochschulforschung HoF Wittenberg und die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur im Juli 2006 über dreißig Promovierende in die Stiftung Leucorea (Wittenberg) ein. Neben inhaltlichen und methodischen Aspekten der geteilten deutschen Nachkriegsgeschichte standen auch auf den 2. Promovierendentagen Workshops zu Arbeitstechniken, Krisenbewältigung und strategischen Möglichkeiten im Dissertationsprozess im Mittelpunkt. Dabei prägten weniger „frontale“ Vorträge als ein intensives gemeinsames Arbeiten die Tagung, die über den gegenseitigen Austausch hinaus die Netzwerkbildung unter den Doktorand/innen förderte. Dies war nicht zuletzt ein erklärtes Ziel der Organisatoren *Jens Hüttmann* (HoF, Wittenberg) und *Ulrich Mählert* (Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Berlin), die von *Anne Krüger* (Berlin) tatkräftig unterstützt wurden.

Eröffnet wurde die Tagung mit einer Podiumsdiskussion zum Thema „Müssen auch Zeithistoriker sich historisieren lassen?“ *Eckhard Jesse* (Chemnitz), *Christoph Kleßmann* (Potsdam) und *Dorothee Wierling* (Hamburg) teilten übereinstimmend die 1999 von Paul Nolte formulierte Ansicht, dass auch Historiker sich eine Historisierung gefallen lassen müssen.<sup>2</sup> Die eigene wissenschaftliche Arbeit sei immer auch zeit- und standortgebunden, beeinflusst vom gesellschaftspolitischen Um-

feld und damit stets historisch eingebettet. S räumte Kleßmann ein, dass er in den 1970er Jahren – wie die meisten seiner Zeitgenossen – eine deutsche Wiedervereinigung für unmöglich gehalten habe und diese Meinung auch in einige Veröffentlichungen eingeflossen sei. Eine eingehende Beschäftigung mit der überaus komplexen Geschichte sowie die ständige Ermahnungen zur Reflexion und zur kritischen Hinterfragen der eigenen Positionen hielten Wissenschaftler jedoch davon ab, sich allzu leichtfertig von tagespolitischen Strömungen mitreißen zu lassen, betonte insbesondere Wierling. In diesem Zusammenhang reflektierten die Podiumsteilnehmer auch über die Bedeutung ihres generationellen Standortes und über ihre persönlichen Motive für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der DDR-Geschichte. In Anlehnung an das Thema der Tagung gaben sie zudem einen Einblick in ihre eigenen Erfahrungen aus der Promotionszeit und stellten sie in einen Vergleich zur heutigen Situation von Doktorand/innen. Als ein zentraler Unterschied wurde hervorgehoben, dass der Zeit- und Karriere- druck immens zugenommen habe und die

1 Zu den 1. Promovierendentagen 2005 vgl. Tagungsbericht von Anne Krüger: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=848>

2 Vgl. Paul Nolte, Die Historiker der Bundesrepublik. Rückblick auf eine „lange Generation“ in: *Merkur* 53 (1999) 5, S. 413–432.

universitäre Laufbahn für viele nur noch als unerreichbare Utopie erscheine. Insbesondere Jesse riet daher zum pragmatischen Handeln, das auch das zügige Verfassen einer im Umfang begrenzten Promotionsarbeit beinhalte.<sup>3</sup> Wierling wies aber in diesem Kontext auch daraufhin, dass proportional zur Promotionsdauer das Maß an Wissen und Lebenserfahrung wachsen könne.

Zentrale Anliegen der Promovierendentage sind der Austausch und die gemeinsame Auseinandersetzung mit den Techniken wissenschaftlichen Arbeitens. Während bei den 1. Promovierendentagen die rhetorischen Fähigkeiten gefördert wurden, lag diesmal ein besonderes Augenmerk auf dem Prozess des Schreibens. Ausgangspunkt war dabei die regelrechte Unlesbarkeit vieler Fachpublikationen, die vor allem auf zwei Aspekte zurückzuführen ist: Zum einen fehlt in der universitären Ausbildung eine Einführung in das Handwerk des Schreibens, zum anderen wird der Gebrauch von komplizierten Satzkonstruktionen und einem einschüchternden Wortschatz häufig als Ausdruck von Wissenschaftlichkeit missverstanden. In der Folge bleibt nicht nur eine breitere Leserschaft ausgeschlossen. Da die zu bewältigenden Textmengen immer größer werden, ist Verständlichkeit durch eine klare Ausdrucksweise selbst in Fachkreisen die Voraussetzung dafür, wahrgenommen zu werden. Dies gilt nicht nur für die eigene Dissertation, sondern auch für die Erstellung eines Exposés oder eines Projektantrags.

Einen ersten Einblick in Schreibtechniken vermittelten die Wissenschaftsjournalistinnen *Annette Bolz* (Hamburg), *Kristin Hüttmann* (Hamburg) und *Nina C. Zimmermann* (Berlin). In Kleingruppen gaben sie Tipps zu Satz- und Textstrukturen und leiteten kleinere Übungen an. Dabei galt es, lange Schachtelsätze zu kürzen und darin Substantivierungen sowie Passivformen zu vermeiden. Das Ergebnis zeigte, dass ein klarer Schreibstil nicht automatisch eine Simplifizierung des Inhalts

bedeutet und häufig sogar zu einer größeren Exaktheit führt. Unterlässt der Autor oder die Autorin beispielsweise sperrige Passivkonstruktionen, ist er dazu gezwungen, den Akteur einer Handlung zu benennen.

Ausgerüstet mit dem „Rezept für einen guten Text“, machten sich die Teilnehmer selbst ans Werk. Sie fanden sich in so genannten Stellvertreter-Paaren zusammen, ein didaktisches Konzept, das sich schon bei den 1. Promovierendentagen bewährt hatte. In diesem Rahmen tauschten sie sich zu zweit über ihre Dissertationsprojekte aus, um im Anschluss einen „Stellvertretertext“ über das Vorhaben des anderen zu verfassen. Die drei Journalistinnen standen dabei stets mit Rat und Tat zur Seite, redigierten die ersten Versionen und gaben ausführlich Verbesserungstipps. Mit der Hilfe von *Thomas Klemm* (Leipzig) wurden die Texte anschließend auch in eine optisch ansprechende Form gebracht. Der so entstandene Reader informiert nicht nur über die Bandbreite der Themen der Promovierenden, sondern vermittelt zugleich einen Blick auf verschiedene Darstellungsweisen und die Umsetzung der erlangten Schreibtipps.

Thema der Promovierendentage war jedoch nicht nur der Schreibprozess. In kleineren Gesprächsrunden und im Rahmen von Vorträgen diskutierten die Teilnehmenden über Bedingungen und Arbeitsformen des Promovierens sowie über wissenschaftliches Handeln im Allgemeinen.

*Roland Bloch* (HoF, Wittenberg) verwies in seiner Einführung zum Vortrag von *Peer Pasternack* (HoF, Wittenberg) auf das Humboltsche Ideal der Einheit von Forschung und Lehre, das auf einer fruchtbaren Beziehung von Lehrenden und Studierenden basiere. Nach Humboldt seien nicht nur die Studierenden auf den Lehrenden angewiesen, sondern Letzterer profitiere auch von den Einwänden, Fragen und Denkanstößen der Studierenden.<sup>4</sup> Vor diesem Hintergrund widmete sich Pasternack der Dissertationsbetreuung, die von Promovierenden nicht immer als zufrie-

den stellend wahrgenommen werde, jedoch für den erfolgreichen Abschluss mitentscheidend sei.<sup>5</sup> Problemkonstellationen ergäben sich durch eine als zu stark empfundene Kontrolle oder – und das ist der weit häufigere Fall – durch ein als zu gering empfundenes Interesse des Betreuenden. Letzteres werde verstärkt durch die unterschiedlichen Perspektiven im Betreuungsverhältnis: Während die Dissertation für den Promovierenden im Lebensmittelpunkt stehe, stelle sie für die Doktor Mutter oder den Doktor Vater eine im wissenschaftlichen Alltag eher nachrangige, zeitraubende Angelegenheit dar. Entscheidend beeinflussen könne der Promovierende die Betreuung jedoch durch die Art und Weise des Informationsflusses. Beispielsweise könne ein produktives Beratungsgespräch eher durch das vorherige Versenden zentraler Leitthesen oder kurzer Abstracts erreicht werden, nicht jedoch durch die wiederholte Zusendung ganzer Kapitel. In der anschließenden Diskussion wurden zudem die strategischen Möglichkeiten bei der Wahl des Erst- und Zweitgutachters beleuchtet.

*Hanno Hochmuth* (Berlin), Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin, gab einen Erfahrungsbericht über die Vereinbarkeit von Lehre und Forschung. Eingangs stellte er fest, dass die Forschung zur Geschichte der DDR zum größten Teil von Promovierenden und außeruniversitären Forschungseinrichtungen betrieben werde. Gleichzeitig gehe die Präsenz von Lehrveranstaltungen zur Geschichte der DDR seit Mitte der 1990er-Jahre stark zurück, die verbliebenen Seminare und Vorlesungen würden dabei fast ausschließlich von Doktoranden und Habilitanden, nicht aber von Professoren angeboten.<sup>6</sup> Angesichts dieser Entwicklung warb Hochmuth dafür, dass Doktorand/innen Lehrveranstaltungen anbieten, zudem nach dem Humboltschen Ideal einer Einheit von Forschung und Lehre auch im Bereich der DDR-Forschung Synergieeffekte und Reflexionsprozesse erzielt wer-

den könnten. Darüber hinaus bekämen Doktorand/innen – anders als Promovierende, die einsam an ihrem Schreibtisch sitzen – durch das Interesse der Studierenden ein Gefühl von Bestätigung und Relevanz. Allerdings verschwieg Hochmuth auch nicht die mit der Lehrtätigkeit verbundene Mehrbelastung, die für Promovierende eine besondere Herausforderung darstelle.

Dass zeitgeschichtliche Themen derzeit eine Konjunktur in der Öffentlichkeit haben, verdeutlichte *Sven Felix Kellerhoff* (*Die Welt*, Berlin) in seinem Vortrag „History sells“. Kellerhoff machte auf die daraus resultierenden Chancen für Zeithistoriker aufmerksam und warb für eine intensivere Zusammenarbeit zwischen Geschichtsjournalisten und akademischen Forschern, die ihre unterschiedlichen Kompetenzen gewinnbringend

3 Vgl. zehn Tipps für Doktoranden von Eckhard Jesse: Schreibe und lebe!, in: *Die Zeit*, 23. 6. 2005, S. 10 (Beilage).

4 Vgl. Wilhelm von Humboldt, Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin [1810], in: *Werke in fünf Bänden*, Band IV: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, Darmstadt 1982, S. 255.

5 Vgl. zur Situation Promovierender in Deutschland. Ergebnisse der bundesweiten THESIS-Doktorandenbefragung 2004. Beilage zur *duz* – das unabhängige Hochschulmagazin, 3. 12. 2004, S. 16–19.

6 Vgl. Glockenmodell, in: *Peer Pasternack*, Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990–2000, Wittenberg 2001, S. 32 f. Zur Interpretation der Themenkarriere: *Jens Hüttmann*, Die „Gelehrte DDR“ und ihre Akteure. Strategien, Inhalte, Motivationen: Die DDR als Gegenstand von Lehre und Forschung an deutschen Universitäten, Wittenberg 2004, S. 67 f. Beide Studien sind über die Homepage der Stiftung Aufarbeitung ([www.stiftung-aufarbeitung.de](http://www.stiftung-aufarbeitung.de)) zugänglich.

kombinieren könnten. Eine publikums- und mediengerechte Aufbereitung von Zeitgeschichte sei entgegen häufiger Vorurteile nicht automatisch mit einer Trivialisierung des Gegenstandes gleichzusetzen. Sachlich fundierte und gut recherchierte Forschungsergebnisse bekämen auf diese Weise die Möglichkeit, über das Fachpublikum hinaus von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden.

Die Promovierendentage fanden auch dieses Mal großes Lob von den Teilnehmenden. Zustimmung erhielt besonders das innovative Konzept, das inhaltliche und praxisorientierte Aspekte miteinander koppelt und dabei genug Raum für Austausch und Vernetzung gibt.

Auch im nächsten Jahr werden die Promovierendentage wieder mit dem bewährten Konzept stattfinden.

Susanne Muhle, Kathleen Schröter

ROSMARIE BEIER-DE HAAN: *Erinnerte Geschichte – Inszenierte Geschichte. Ausstellungen und Museen in der Zweiten Moderne*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2005, 352 S.

Macht es Sinn, von einer „Reflexiven Moderne“ oder „Zweiten Moderne“ zu sprechen, wo es während langer Jahrzehnte noch nicht einmal zu klären gelang, was überhaupt unter „Moderne“ zu verstehen sei? Man mag dem vor allem von Ulrich Beck und seinen Mitarbeitern entwickelten Konzept der „Zweiten Moderne“ eine gewisse Grundskepsis entgegenbringen, die besonders dort angebracht ist, wo die Theorie zur Ausformung eines geschichtsphilosophischen Epochenbegriffs genutzt und so zum trendigen „Label“ wird. Gleichwohl haben die Globalisierung, die Entstehung einer Dienstleistungsgesellschaft, der Kompetenzverlust der Nationalstaaten oder die Umstrukturierung bestehender Sozialsysteme – um nur einige Stichworte zu nennen, die unter dem Terminus „Zweite Moderne“ verhandelt werden – tief greifende Auswirkungen auf das Leben und Denken der Menschen in den westlichen Gesellschaften. Sieht man daher in der „Zweiten Moderne“ weniger einen Gesamtwurf als vielmehr einen Oberbegriff für solche Prozesse, so kommt diesem ein beträchtliches heuristisches Potenzial zu.

Ausgangspunkt für Rosmarie Beier-de Haans Studie sind drei Entwicklungsprozesse moderner (westlicher) Gesellschaften, die die Autorin als „substantielle Indikatoren für den Eintritt in die Zweite Moderne“ bezeichnet und die sie nutzt, um die Entwicklung des historischen Museumswesens in den letzten drei Jahrzehnten zu erklären: Unter dem Stichwort

### Allgemeines

„Globalisierung“ sucht die Berliner Museumstheoretikerin nach der nationalen bzw. transnationalen Ausrichtung jüngerer historischer Ausstellungen; unter der Überschrift „Individualisierung“ behandelt sie die tendenzielle Auflösung allgemeinverbindlicher sozialer Orientierungsmuster und den entstehenden Gegensatz von individueller und kollektiver Erinnerung; als „Inszenierung“ schließlich interessiert sie der zunehmende Einfluss, den die Präsentation von Geschichte auf deren Interpretation hat.

In einem ersten Kapitel geht die Autorin der Frage nach, inwiefern die „abnehmende Bedeutung des Nationalstaates Rückwirkungen auf neuere Museums- und Ausstellungskonzeptionen hat“. Hierzu vergleicht sie das Museum „Te Papa Tongarewa“ in Neuseeland, das „Robben Island Museum“ in Südafrika, das „Deutsche Historische Museum“ (DHM) in Berlin und das „Europamuseum“ in Brüssel und kommt zu dem Schluss, dass ein epistemologischer Wandel stattgefunden habe, „der neben der ‚Festigung‘ der Identität auch die Akkumulation von Sichtweisen, von Informationen zur Auseinandersetzung mit Identitäten und Geschichtsdeutungen nahelegt“. Im zweiten Kapitel, in dem es um die Stellung der Erinnerungskultur in der „Zweiten Moderne“ geht, werden die Ausstellung „Lebensstationen in Deutschland 1900–1993“ (DHM 1993), verschiedene Holocaust-Ausstellungen, die Wanderausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht“ (1995–99) sowie die „Enola Gay“-Ausstellung im „National Air and Space Museum“, Washington (1995) einander gegenübergestellt. Zwar stellten sich alle Museen dem Trend zur Individualisierung der Erinnerung in der „Zweiten Moderne“;